

2. Theoretische Positionierungen

Im Folgenden wird zunächst der Begriff der (Über-)Lebensstrategie für die weitere Analyse handhabbar gemacht und der theoretisch-analytische Zugang der vorliegenden Arbeit näher konturiert. Anschließend wird die Idee der (Über-)Lebensstrategie mit Überlegungen zur biographischen Selbstpositionierung verknüpft, um diese in Anlehnung an Louis Henri Seukwas »Habitus der Überlebenskunst« als eine besondere Disposition sichtbar zu machen, den gegebenen (restriktiven) gesellschaftlichen Bedingungen »die Stirn zu bieten, ohne dem Fatalismus zu verfallen« (Seukwa 2006: 199). Für die Analyse des empirischen Materials muss das Konzept der (Über-)Lebensstrategie in der Lage sein, die Erfahrungen FluchtMigrierender so zu rahmen, dass sowohl gesellschaftliche und strukturelle als auch individuell-subjektive Aspekte und Zusammenhänge in den Blick kommen. Damit ist gemeint, dass subjektiv geschaffene und objektiv gegebene Möglichkeitsräume des Handelns *zusammengedacht* werden müssen, um die daran beteiligten Mechanismen adäquat fassen zu können. Der Begriff der (Über-)Lebensstrategie muss folglich in doppelter Hinsicht kontextualisiert werden: in seiner zeitlichen und in seiner sozialen Dimension. So sind die jeweiligen (Über-)Lebensstrategien untrennbar verwoben mit dem in der Vergangenheit Erlebten, dem in der Gegenwart Erfahrenen und dem in der Zukunft Angestrebten. Gleichzeitig beziehen sie sich immer auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse und Lebensbedingungen, die die Menschen vor Ort vorfinden.

Allerdings sind die AkteurInnen nicht nur *nicht* auf bestimmte Bedingungen festgelegt, sondern sie verändern, beeinflussen und gestalten diese aktiv in einem gewissen Rahmen. Es geht darum, wie es Michel Foucault ausdrückt, »die Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1993: 12), in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken, um Handlungsräume sichtbar zu machen, ohne diese dabei allerdings außerhalb von Machtbeziehungen zu verorten.

2.1 (Über-)Lebensstrategien als Perspektive und Analysekatgorie

»Es ist die Kunst der subversiven Transgression, die es durch die Kombination von verschiedenen Taktiken ermöglicht, innerhalb eines restriktiven und repressiven Systems, wie es die aus dem Asylrecht abgeleiteten Maßnahmen bilden, zu überleben, ohne es zu verlassen oder sich damit abzufinden.« (Seukwa 2006: 243)

Die Begriffe »Strategie« und »Lebensstrategie« werden in den Sozialwissenschaften im Zusammenhang mit »Fragen nach den Möglichkeiten und Formen der Gerichtetheit von individuellem und kollektivem Handeln unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen« (Geisen 2015: 111) angewendet. Allerdings wird der Strategiebegriff in diesem Kontext selten systematisch konzeptualisiert. Im alltäglichen Sprachgebrauch wird unter »Strategie« eine intentionale und zielgerichtete Handlung verstanden. Zwar kann auch ein bewusster und reflexiver Einsatz von Handlungsstrategien Teil einer (Über-)Lebensstrategie sein, allerdings soll der Strategiebegriff im Folgenden weiter gefasst werden, um dadurch als sensibilisierendes Konzept für die empirische Analyse nutzbar zu werden. Ein verengtes Verständnis von »Strategie« als abwägendes und planvolles Handeln scheint mit Blick auf Menschen mit FluchtMigrationserfahrung nicht zielführend, gerade weil die einzelnen Stationen einer FluchtMigration sich nur bedingt durch Planbarkeit auszeichnen und mit Unsicherheiten verknüpft sind. Daher wird davon ausgegangen, dass Lebensstrategien immer auch eine »habitualisierte Dimension« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 25) aufweisen, womit auf die Arbeiten von Pierre Bourdieu verwiesen ist.

Das Konzept der Strategie ist ein zentraler Bestandteil in der bourdieuschen Theorie der Praxis »und verweist auf einen den Akteuren innewohnenden praktischen Sinn für Entscheidungen« (Kumoll 2009: 225). Strategien sind für Bourdieu demnach nicht intentionale Handlungen, sondern solche, die vor dem Hintergrund des Habitus generiert werden. Bourdieu bezeichnet den Habitus auch als Modus Operandi, also als eine Art und Weise des Vorgehens, des Handelns und Tätigwerdens des Menschen (vgl. Bourdieu 1987: 281). Der Habitus ist »ein aktives, schöpferisches Verhältnis zur Welt und nicht als eine mechanisch-repetitive Gewohnheit« (Bourdieu/Wacquant 1996: 155) zu verstehen. Damit positioniert sich Bourdieus Konzept des Habitus auch in Opposition zu Theorien der rationalen Entscheidung und des

rationalen Handelns, die menschliches Handeln letztlich auf »rationale Reaktionen« reduzieren (vgl. ebd.: 156). Er verwendet den Begriff der Strategie folglich mit einer ganz anderen theoretischen Intention, »nämlich als Bezeichnung für die großen objektiven Handlungsverläufe, die von den sozialen Akteuren ständig in der Praxis konstituiert und beim Zusammentreffen eines Habitus mit einer bestimmten Konstellation des Feldes definiert werden« (ebd.: 162). Der Habitus wird somit zu einem »Erzeugungsprinzip von Strategien, die es ermöglichen, unvorhergesehenen und fortwährend neuartigen Situationen entgegenzutreten [...], ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, der, alle vergangenen Erfahrungen integrierend, wie eine Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix funktioniert und [...] es ermöglicht, unendliche Aufgaben zu erfüllen« (Bourdieu 1976: 165/169).

Der Begriff des Habitus ist untrennbar mit dem Konzept des Feldes verbunden, was auch für das Verständnis der vorliegenden Studie relevant ist: Habitus und Feld sind nicht als Gegensatz zu verstehen, sondern stehen in einem relationalen Verhältnis zueinander. Der klassische Dualismus zwischen Objektivität und Subjektivität wird aufgehoben, indem Bourdieu und Wacquant den Habitus als »sozialisierte Subjektivität« (Bourdieu/Wacquant 1996: 159) konzipieren. Das Gesellschaftliche wird inkorporiert und in die Körper eingeschrieben. Individuum und Gesellschaft werden nicht als Binarität konstituiert, sondern zusammengedacht. »Wenn man vom Habitus redet, dann geht man davon aus, daß das Individuelle und selbst das Persönliche, Subjektive, etwas Gesellschaftliches ist, etwas Kollektives« (ebd.). Das Feld, das Bourdieu häufig in Analogie zur Metapher des Spieles verwendet, ist folglich auf die darin agierenden Akteure angewiesen und existiert nur insoweit, »als auch die Spieler existieren, die sich hineinbegeben, an die Belohnungen glauben, die er [der Spiel-Raum; Anm. d. Verf.] anbietet, und sie aktiv zu eringen versuchen« (Bourdieu/Wacquant 1996: 40). Das Spiel ist dabei nicht als eine Form der Unterhaltung zu verstehen, sondern als ein Schauplatz, an dem soziale Kämpfe um den Zugang zu symbolischen und materiellen Ressourcen stattfinden (vgl. Rehbein/Saalmann 2010: 100f.). Jedes Feld ist durch eine eigene Logik und spezifische Regeln gekennzeichnet. Sowohl diese Regeln als auch die Felder selbst unterliegen einem kontinuierlichen Wandel und sind nicht als statische Entitäten zu verstehen. Das jeweilige Feld strukturiert den Habitus, der wiederum »das Produkt der Inkorporierung der immanenten Notwendigkeit dieses Feldes« (Bourdieu/Wacquant 1996: 160f.) ist. Das Verhältnis von Habitus und Feld wird als wechselseitiges Beziehungsgeflecht konzipiert:

»Die soziale Realität existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Körpern, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure. [...] Ich bin in der Welt enthalten, aber sie ist auch in mir enthalten, weil ich in ihr enthalten bin; weil sie mich produziert hat und weil sie die Kategorien produziert hat, die ich auf sie anwende, scheint sie mir selbstverständlich, evident. Im Verhältnis zwischen Habitus und Feld geht die Geschichte ein Verhältnis mit sich selbst ein.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 161)

Diese Perspektive ist auch für das vorliegende Arbeit von Bedeutung. Durch das Zusammendenken von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und handelnden Individuen werden letztere weder isoliert von gesellschaftlichen Lebenszusammenhängen betrachtet, noch sind sie vollkommen von diesen determiniert und den gesellschaftlichen Zwängen in ihrem alltäglichen Leben passiv ausgeliefert. Ähnlich argumentiert auch Loïc Wacquant (2006) in seiner Studie über die Transformationsprozesse schwarzer Ghettos in Chicago, wenn er dafür plädiert, dass die Menschen im Ghetto »als Handelnde erkannt und näher beschrieben werden [müssen], sodass ihre Gewohnheiten und Lebensformen nicht nur als Derivate von Zwängen auftauchen, [...] sondern als Produkt ihrer aktiven Auseinandersetzung mit den externen und internen sozialen Kräften, die ihre Welt durchkreuzen und formen.« (Wacquant 2006: 203) In diesem Verständnis muss der Begriff der (Über-)Lebensstrategie als aktive, sinnhafte Auseinandersetzung, als aktives »Tun« gefasst werden, das sich immer im »Spannungsverhältnis von ›Geprägt-Sein‹ und ›aktivem Herstellen und Mitgestalten‹ sozialer Verhältnisse« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 23) bewegt.

Auch Stuart Hall (2004) verweist auf diese Verwobenheit von »Geprägt-Sein« und Möglichkeitsräumen des Herstellens/Mitgestaltens, die bei ihm unter dem Begriff der Handlungsmacht (Agency) gefasst werden. In seinem Konzept der *Artikulation* bestimmt Hall das Verhältnis zwischen Subjekt und Diskurs als Vernäht-Sein zwischen einem diskursiven Außen und den inneren Prozessen der Subjektwerdung. Wie Tina Spies (2010) in ihrer Studie zu jungen Straffälligen im Kontext von Migration und Männlichkeit in Anlehnung an das Hall'sche Konzept der *Artikulation* zeigt, sind Struktur und Subjekt dabei nicht als Gegensätze, sondern als sich gegenseitig bedingende Momente zu verstehen. Ein durch den Diskurs konstituiertes Subjekt ist nicht ein durch den Diskurs determiniertes Subjekt. Vielmehr sind die diskursiv konstituierten Subjekte in der Lage, die Diskurse und ihre Machteffekte zu verändern. Indem Subjekt und Objekt als performativ miteinander verbunden angese-

hen werden, ergibt sich die Möglichkeit, gerade jene Diskurse sichtbar zu machen, zu kritisieren und zu verändern.

»Das Einnehmen einer Subjektposition erfordert also – Hall zufolge – nicht nur, dass das Subjekt innerhalb eines Diskurses in die Subjektposition hineingerufen wird, sondern dass es auch in die Position investiert. Dies kann durch ein einfaches sich Hineinfügen geschehen, aber auch durch eine kreative Ausgestaltung oder Veränderung der Position bzw. durch einen anhaltenden Kampf gegen die Position.« (Spies 2010: 136)

Im Moment der *Anrufung*¹ als etwas oder jemand eröffnet sich ein Möglichkeitsraum für subversive Praktiken und Widerstand bzw. für Verschiebungen und Umdeutungen. Die Verbindung zwischen Struktur und Subjekt, wie sie Hall beschreibt, betont die potenzielle Handlungsmacht des Sich-ins-Verhältnis-Setzens zu hegemonialen Diskursen und Prozessen der Fremdpositionierung. Diese bewegt sich in einem Kontinuum, das sich zwischen den Polen der Affirmation und des Widerstands aufspannt, woraus ganz unterschiedliche Umgangsformen resultieren. Gleichzeitig ist sie dabei in kollektive und individuelle Sinnzusammenhänge eingebettet.

Übertragen auf die in dieser Studie behandelte Thematik heißt das, dass Menschen mit Flucht/Migrationserfahrung die stigmatisierende Zuschreibung »Flüchtling« in ihrer binären Logik (Viktimisierung/Skandalisierung) eben nicht passiv annehmen müssen, sondern sich prinzipiell bei der *Anrufung* als »Flüchtling« aktiv zu dieser Fremdpositionierung verhalten können oder diese als Artikulationsraum nutzen können, um den Zugang zu Rechten einzuklagen.

Hall spricht von Strategien der Transkodierung, die sich ebenfalls als Gegenstrategien und Form der *Artikulation* verstehen lassen, um Zuschreibungen bzw. Stereotype umzukehren oder umzudeuten. Kategorisierungen und Begriffe werden angeeignet und mit neuen positiven und empowernden Bedeutungen aufgeladen, wie etwa das Beispiel »Black is Beautiful« zeigt (vgl. Hall 2004a: 158). Solche performanz- und machttheoretischen Überlegungen

1 Mark Terkessidis spricht von »Entantwortung« und markiert damit deutlicher, wie es der Begriff der Anrufung nahelegt, die asymmetrischen Machtverhältnisse innerhalb einer rassistisch konnotierten Interaktion. Diese findet im Fall der rassistischen Zuschreibung nicht zwischen zwei Individuen statt, sondern vielmehr mit den stereotypisierenden Vorurteilen, die meist auf vermeintlich ethnische »Abstammungskriterien« zurückgeführt werden: »Am konkreten Individuum wird konsequent vorbeigeblickt – es wird entantwortet.« (Terkessidis 2004: 191)

finden sich auch in den Arbeiten von Judith Butler (1991/2006) wieder. Sie spricht von »Resignifikation« und verweist ähnlich wie Hall auf die Möglichkeit, trotz diskriminierender und unterdrückender Bedingungen handlungsfähig zu bleiben. (Über-)Lebensstrategien können somit auch als ein Versuch gesehen werden, die eigene Handlungsfähigkeit unter den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen aufrechtzuerhalten oder zu erweitern. Damit ist auf den Umstand verwiesen, dass Menschen die gesellschaftlichen Erwartungen, die mit den an sie herangetragenen Zuschreibungen einhergehen, nicht erfüllen müssen, »sondern diese auch infrage [...] stellen [können] und darauf hinwirken [können], die widersprüchlichen und beschränkten Verhältnisse und Lebensbedingungen für sich und andere zu erweitern« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 24).

Mit dem Begriff der (Über-)Lebensstrategien werden folglich die Bedingungen und Möglichkeiten menschlichen Handelns in den Blick genommen, und zwar nicht in ihrer Momenthaftigkeit, sondern in ihrer Kontinuität, mithin auf die gesamte Lebensspanne bezogen. So müssen (Über-)Lebensstrategien immer auch im Kontext der biographischen Erfahrungen eines Menschen betrachtet werden. Darauf verweisen auch Christine Riegel, Barbara Stauber und Erol Yıldız (2018):

»Von Lebensstrategien wird dann gesprochen, wenn nicht nur einzelne Handlungsvollzüge gemeint sind, die situationsbezogen und momenthaft sind. Dies verweist auf eine gewisse zeitliche Kontinuität von Lebenspraktiken oder -strategien, die die Lebensgeschichte zumindest partiell durchziehen oder sich wiederholende Aspekte aufweisen.« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 24)

Gleichzeitig unterliegen (Über-)Lebensstrategien einem kontinuierlichen Veränderungsprozess im Laufe des Lebens. Handlungsstrategien und Formen der Auseinandersetzung mit den jeweiligen Verhältnissen wandeln sich zum einen aufgrund bisheriger Erfahrungen und damit zusammenhängender Lernprozesse, zum anderen müssen (Über-)Lebensstrategien immer wieder an die sich wandelnden Verhältnisse und Situationen vor Ort angepasst werden, um nicht ihren »praktischen Sinn« zu verlieren (vgl. ebd.).

(Über-)Lebensstrategien werden also vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen, die ein Mensch im Laufe seiner Lebensgeschichte macht, generiert und beinhalten darüber hinaus eine auf die Zukunft gerichtete Intention, die mehr oder weniger bewusst sein kann. Sie können dazu dienen, die eigenen Lebensentwürfe umzusetzen – wobei Lebensentwürfe hier als Resultat

tat biographischer Arbeit verstanden werden: Sie bilden sich in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Regeln, Diskursen und sozioökonomischen Bedingungen sowie individuellen Bedürfnissen und zukünftigen Bestrebungen (vgl. Günther 2009: 93). Genau wie (Über-)Lebensstrategien unterliegen Lebensentwürfe einem kontinuierlichen Veränderungsprozess und sind nicht durch Kontinuität, sondern durch Varietät im Laufe eines menschlichen Lebens gekennzeichnet.

Aus den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass (Über-)Lebensstrategien in dieser Studie als aktive Handlungen gefasst werden, die in der Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Bedingungen und Verhältnissen vor Ort individuell oder kollektiv entwickelt werden und zur Anwendung kommen. Dabei integrieren sie alle bisherigen Erfahrungen eines Menschen und sind gleichzeitig in unterschiedlicher Ausprägung auf ein in der Zukunft liegendes Ziel gerichtet. (Über-)Lebensstrategie können folglich auch als Handlungsstrategien angesehen werden, um bestimmte soziale Positionierungen innerhalb eines gesellschaftlichen Gefüges zu erhalten bzw. zu erlangen oder, um mit Bourdieu zu sprechen, den Zugang zu gesellschaftlich relevanten Kapitalsorten zu sichern. Darüber hinaus schließt der Begriff der (Über-)Lebensstrategie auch Handlungsweisen mit ein, die sowohl in habitualisierter Form auftreten als auch routiniert wiederholt werden oder als alltägliche Praktiken in Erscheinung treten (vgl. Riegel/Stauber/Yıldız 2018).

2.2 Biographische Selbstpositionierungen – zur Rekonstruktion subjektiver und kosmopolisierter Möglichkeitsräume

»Je nach gesellschaftlicher Lage und Position, d.h. je nachdem, wie das Individuum in den spannungsreichen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen positioniert ist, wie es von anderen positioniert wird und wie es sich selbst in der Welt positioniert, sehen die Subjekte unterschiedliche Möglichkeiten und Grenzen zu agieren und ihr Leben zu gestalten.« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 23)

Wie bereits dargelegt, sind (Über-)Lebensstrategien eingebettet in die jeweiligen biographischen Erfahrungen, diskursiven Formationen² und sozialen

2 Der Begriff der diskursiven Formation wird in Kapitel 3 näher beleuchtet.

und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen Individuen ihren Alltag bestreiten und handeln. Daher wird im Folgenden davon ausgegangen, dass eben jene (Über-)Lebensstrategien durch die Auseinandersetzung mit den biographischen Erzählungen der Menschen zugänglich werden und rekonstruiert werden können. Gleichzeitig können biographische Erzählungen Aufschlüsse über die individuelle Sinnproduktion und -repräsentation im Kontext diskursiver Regime/Formationen geben. Umgekehrt heißt das, dass die Analyse des diskursiven Kontextes, wie sie in den Kapiteln 4 und 5 der vorliegenden Arbeit umgesetzt wird, die Erzählungen der befragten Personen in einen weiteren Kontext stellt und die Bezüge und Brüche der biographischen Selbstpositionierung sichtbar werden lässt.

Zunächst muss allerdings die Frage geklärt werden, was unter dem Begriff der biographischen Selbstpositionierung verstanden wird. Dazu wird das Konzept des subjektiven Möglichkeitsraumes eingeführt, das es ermöglicht, gesellschaftliche Verhältnisse und den Umgang mit diesen zusammenzudenken.

Das Konzept des *subjektiven Möglichkeitsraumes* stammt aus der Kritischen Psychologie und wurde unter anderem von Klaus Holzkamp (1983) geprägt. Holzkamp geht davon aus, dass gesellschaftliche Verhältnisse, durch die Menschen sozial positioniert werden, keinesfalls als determinierende Bedingungen für ihr Handeln und Leben zu verstehen sind (vgl. Holzkamp 1997). Sie haben grundsätzlich die Möglichkeit, sich zu diesen gesellschaftlichen Verhältnissen und ihren Bedeutungen zu verhalten oder nicht oder anders zu handeln, als von ihnen erwartet wird. Allerdings sind sie dabei nie gänzlich autonom, sondern stets eingebunden in ihre »konkret historischen Lebensbedingungen als lage- und positionsspezifische [...] Ausschnitte der *gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen*« (Holzkamp 1990: 4, Herv. i.O.). Holzkamp unterscheidet des Weiteren zwei Pole, die den subjektiven Möglichkeitsraum konturieren: den *situationalen* Pol und den *personalen* Pol. Der *situationale* Pol bezieht sich auf »die jeweils aktuelle Konstellation von gesellschaftlichen Möglichkeiten und Behinderungen, vor die sich das individuelle Subjekt gestellt sieht« (Leiprecht 2001: 17); der *personale* Pol inkludiert die biographischen Erfahrungen, Wissensbestände und Interpretationsressourcen von Handlungen und Nichthandlungen (vgl. Holzkamp 1983). Dazu gehören nach Rudolf Leiprecht auch Verarbeitungsformen der Selbst- und Fremdbestimmung, in denen ein Mensch in der Vergangenheit bestimmte Handlungsmöglichkeiten und -barrieren erfahren und diese demensprechend interpretiert bzw. wahrgenommen hat (vgl. Leiprecht 2005). Hieran wird deutlich, dass der sub-

jektive Möglichkeitsraum unabdingbar an die biographische Erfahrung eines Menschen gebunden ist und damit auch nur durch den Versuch der Rekonstruktion eben dieser zugänglich wird. Diese Verwobenheiten und gegenseitigen Bedingtheiten können durch Zugänge einer subjektorientierten Biographieforschung sicht- und erklärbar gemacht werden.

Die Biographieforschung geht davon aus, dass in der erzählten Lebensgeschichte eines Individuums die Verschränkungen zwischen Individuum und Gesellschaft aufgezeigt werden können (vgl. Rosenthal 1995; Dausien 1996; Spies 2010). So argumentiert etwa Gabriele Rosenthal wie folgt:

»Mittels der erzählten Lebensgeschichte wird es möglich, dass Sozial- und HumanwissenschaftlerInnen das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft sowie die gegenwärtige Relevanz kollektiver Vergangenheiten nicht aus den Augen verlieren. Die individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die gesellschaftlichen Wirklichkeiten durchdringen sich wechselseitig. Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiographInnen immer beides zugleich: individuelles und soziales Produkt.« (Rosenthal 2002: 13)

Damit verweist Rosenthal auf den sozialen Konstruktionscharakter von Biographien. Auch in der vorliegenden Studie wird Biographie als soziale Konstruktion verstanden, die sich »im Spannungsfeld von Struktur und Handeln [bewegt und] [...] bezüglich der Bedingungen ihrer Herausbildung und in ihren konkreten Formen an einen je spezifischen historisch-gesellschaftlichen Kontext gebunden ist« (Dausien 2000: 100).

Das, was in biographischen Interviews erzählt wird, darf jedoch nicht gleichgesetzt werden mit dem in der Vergangenheit tatsächlich Erlebten. Wie Rosenthal (1995) betont, basieren Erinnerungen auf einem Vorgang der Reproduktion: Das Vergangene kommt in der Tätigkeit des Erzählens zum Ausdruck, wobei das Erlebte »entsprechend der Gegenwart der Erinnerungssituation und der antizipierten Zukunft« (Rosenthal 1995: 70) wiedergegeben wird und dabei einer ständigen Veränderung unterliegt. Da biographische Erzählungen sich als hochselektiver Prozess herausstellen, in dem eben nur bestimmte Passagen oder Momente eines Lebens rekonstruiert werden, gilt der Akt des Erzählens als eine Möglichkeit zur Selbstermächtigung. Das heißt, die befragte Person kann eine biographische Erzählung auch dafür nutzen, um ein spezifisches Repräsentationsinteresse zu verfolgen und sich selbst zu positionieren (vgl. Spies 2010: 84). Darauf weisen auch Bettina Dausien und Paul

Mecheril (2006) hin: »Diese Positionierung erfolgt – im Modus Biographie – vor allem über die »narrativ darstellbare Lebensgeschichte«, mit der Interaktionsteilnehmer nicht nur ihre »persönliche Identität (...) ausbilden«, sondern ebenso ihre »soziale Identität.« (Dausien/Mecheril 2006: 160) In biographischen Erzählungen eröffnet sich den befragten Personen eine Möglichkeit, ihre Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen aufrechtzuerhalten und sich dadurch innerhalb einer Community zu positionieren oder Ausschlüsse aus Kollektiven zu thematisieren.

Diese Eröffnung eines Gestaltungsraumes, der auch Selbstpositionierungen und -verortungen ermöglicht, sehen auch Wolf-Dietrich Bukow et al. im Zusammenhang mit der Erzeugung biographischer Formate³:

»Das Format erzeugt gesellschaftliche Wirklichkeit und verschafft dem Einzelnen im konkreten Fall Möglichkeiten, sich neu und gezielt zu platzieren, zu orientieren, sich sein Leben zu erklären und seine Praxis zu legitimieren und dies besonders dann, wenn der Dauerablauf des Alltags fraglich geworden ist.« (Bukow et al. 2006: 11)

Diese biographischen Formate schließen auch fiktive oder nur durch Hörensagen vermittelte Ereignisse mit ein; Erzählungen können beispielsweise darauf rekurren, um ein bestimmtes Selbstverständnis zum Ausdruck zu bringen. Dabei können Lebensgeschichten situationsabhängig sehr unterschiedlich erzählt werden. Das Selbstverständnis der befragten Personen, das dabei zum Ausdruck kommt, kann entsprechend variieren – ein Umstand, auf den auch Judith Butler hinweist (2003):

»Ich kann die Geschichte meiner Herkunft erzählen, ich kann sie sogar immer wieder auf verschiedene Weise erzählen, aber diese Geschichte, die ich erzähle, ist mir nicht zuzurechnen und kann nicht meine eigene Zurechenbarkeit festsetzen. Jedenfalls will ich hoffen, dass ich das nicht kann, denn gewöhnlich nach ein paar Glas Wein – erzähle ich die Geschichte auf ziemlich verschiedene Weisen, die nicht immer miteinander vereinbar ist. Eine Herkunft haben könnte auch genau das heißen: über mehrere mögliche Versionen dieser Herkunft zu verfügen.« (Butler 2003: 50f.)

3 Bukow et al. (2007) benutzen den Begriff »Format« in Anlehnung an den Begriff »Script«, um auf die sozialen Konstruktionsprozesse und -praktiken von Biographien im Sinne des »doing biography« zu verweisen.

Damit sind biographische Erzählungen immer als Momentaufnahme zu verstehen, die durch einen Auslöser generiert werden, einen Impuls, der Individuen dazu anregt, sich als Person selbst biographisch zu denken.⁴ Folglich entwickelt das Individuum eine Theorie über sich selbst (vgl. Lutz/Davis 2005: 245).

Diese befindet sich in ständigem Wandel. Somit sind Biographien als Prozess des Werdens zu verstehen, »dialogisch, interaktiv, dynamisch und offen« (Lutz 2010: 120). Gleichzeitig wird davon ausgegangen, dass in biographischen Erzählungen subjektive Handlungsräume implizit oder explizit artikuliert werden. Diese subjektiven Handlungsräume sind abhängig von der jeweiligen sozialen Positionierung, die durch verschiedene Strukturkategorien, wie etwa *race*, *class*, *gender*, *body* und *ability*, bedingt ist und bestimmte Handlungsmöglichkeiten und -hindernisse der jeweiligen Person prägt, ohne diese dabei vollkommen zu determinieren. Denn gleichzeitig entwickeln die Individuen von dort aus subjektive Denk-, Interpretations- und Handlungsperspektiven, um mit den Bedingungen vor Ort umzugehen, die Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten, über ihre Lebensbedingungen zu verfügen oder diese zu erweitern (vgl. Riegel 2010: 251).

So zeigt auch Louis Henri Seukwa (2006) in seiner bemerkenswerten Studie zum »Verhältnis von Kompetenz und Migration im Spiegel von Flüchtlingsbiographien« am Beispiel eines jungen Mannes, Meme, der aus Liberia nach Hamburg geflohen ist, welche Ausdrucksformen diese subjektiven Perspektivierungen haben können, und fasst diese als »Habitus der Überlebenskunst«. Beispielsweise definiert Meme Schwierigkeiten, mit denen er sich konfrontiert sieht, zu Herausforderungen um. Dadurch wird es ihm möglich, diesen mit einer Aktivität, einem aktiven Handeln, wie etwa dem Erlernen der deutschen Sprache, die Stirn zu bieten. Eine weitere Ausdrucksform des Habitus der Überlebenskunst, die Seukwa identifiziert und die auch in vielen der für diese Studie geführten Interviews eine tragende Rolle spielt, ist »die Kunst, trotz ungewissen Ausgangs weiterzumachen« (Seukwa 2006: 231).

Die Idee eines bloß subjektiven Möglichkeits- und Handlungsraumes greift allerdings zu kurz, besteht damit doch die Gefahr, dem Partikularismus zu verfallen, indem Gesellschaften oder Kollektive, auf die sich ein Subjekt

4 Im Falle des biographischen Interviews besteht der Stimulus aus den Fragen seitens der interviewenden Person. Damit ist diese gleichzeitig auch Konstrukteurin der von den Erzählsubjekten konstruierten Wirklichkeit. Die Interviewsituation wird hier als kommunikative Praxis verstanden. Ausführlicher dazu in Kapitel 6.

bezieht, ausschließlich als nationalstaatlich konstruierte Bezugsgröße gedacht werden. Subjektive Möglichkeitsräume sind in einer globalisierten Welt immer schon als »transnationale« (Pries 2008) bzw. »kosmopolisierte« (Beck 2017) Möglichkeitsräume zu verstehen. Dies ist auch der Tatsache geschuldet, dass gerade bei erhöhten Mobilitätsmöglichkeiten und gestiegenem Mobilitätsdruck im Kontext von Globalisierungsprozessen Biographien unabdingbar transnational und »kosmopolisiert« (ebd.) werden. Sie sind nicht mehr linear und chronologisch, sondern vielmehr brüchig und sequenziell. Daher müssen die biographischen Rekonstruktionen kontextualisiert werden, um die sozialen Sinnstrukturen miteinzubeziehen. Allerdings stellen die Erkenntnisse, die auf diese Weise zu gewinnen sind, dennoch stets nur eine Momentaufnahme dar.

Im Zusammenhang mit FluchtMigration verweist die Kontextualisierung von biographischen Erzählungen auf eine Pluralisierung eben jener Kontexte: Sie werden multikontextuell und verweisen somit auf »dezentrierte Positionierungen« (Supik 2005: 14ff.), sind nicht mehr nur an einen Ort und eine Gesellschaft gebunden.

Auf die Tendenz zur Transnationalisierung der eigenen Biographie wies auch Ulrich Beck vor bereits mehr als 30 Jahren hin – er markierte diese als eine unerlässliche Bedingung für einen gelungenen Zugang zur »zweiten Moderne« (Beck 1997). Die »transnationale Ortspolygamie«, wie Beck sie nennt, bezeichnet das Phänomen »des Verheiratetseins mit mehreren Orten, die verschiedenen Welten zugehören: das Einfallstor der Globalität im eigenen Leben führt zur Globalisierung der Biographie« (ebd.: 129). Helma Lutz ergänzt Becks Ausführungen und betont, dass die eine Biographie unterschiedlich prägenden Strukturkategorien (z.B. *race*, *gender*, *class*), die wiederum mit unterschiedlichen sozioökonomischen und gesellschaftlichen Positionierungen einhergehen, bei der Betrachtung »globalisierter Lebenswelten« nicht aus dem Blickfeld geraten dürfen, weil sonst die Gefahr besteht, strukturelle und soziale Ungleichheiten auszublenden (vgl. Lutz 2010: 116).

Der Zugang zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen, ob materiell oder immateriell, muss ein unverzichtbarer Bestandteil der Biographie-Arbeit werden – gerade vor dem Hintergrund der Globalisierung –, um Dynamiken globaler Inklusions- und Exklusionsmechanismen miteinzubeziehen. Dazu schreiben Jörg Zirfas, Michael Göhlich und Eckart Liebau (2006: 189): »Transnationale Phänomene sind immer auch vor dem Hintergrund sozialer Kämpfe um Ressourcen (Macht, Geld ...) zu interpretieren«. Dabei sollte »nicht aus-

geblendet werden, dass die [...] verfüg- und mobilisierbaren Ressourcen [...] durchaus unterschiedlich eingeschätzt werden müssen« (ebd.).

An anderer Stelle spricht Ulrich Beck (2017) von »kosmopolisierten Handlungsräumen«, die sich unter anderem dadurch auszeichnen, dass in ihnen kreatives Handeln funktional und damit zur Ressource wird. Bestehende Grenzen im Handeln und im Denken werden durch die Fähigkeit des kosmopolisierten Handelns zu Möglichkeiten, den eigenen Lebensentwurf umzusetzen (vgl. Beck 2017: 29). Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen mobil werden (müssen), verbinden mit der physischen Grenzüberschreitung nicht selten die Hoffnung auf ein besseres Leben. Die Überschreitung der Grenze wird so (auch) zu einer potenziellen Erweiterung des Möglichkeitsraums und kann mit Beck als *kosmopolisierte (Über-)Lebensstrategie* verstanden werden.

Die eigentlichen »Normalbiographien«⁵ im Kontext zunehmender Globalisierungsprozesse können somit auch als »Biographien in Bewegung« oder »bewegte Biographien« bezeichnet werden. Den Aspekt der Mobilität anzuerkennen, ist für Helma Lutz zentral, um migrantisierte biographische Narrationen nicht aus einem defizitären und krisenfokussierten Blick zu betrachten: »Solange sie in der Normalbiographie nicht vorgesehen, kein erwartbares Lebensereignis ist, bleibt Migration potenziell immer ein Sonderposten, eine Unordentlichkeit, die erklärt beziehungsweise auf die Bezug genommen werden muss.« (Lutz 2010: 125)

Diese dominanten Konstruktionen biographischer Normalitätsannahmen, wie sie Lutz hier andeutet, sind immer noch in Kategorien wie (nationaler bzw. europäischer) Sesshaftigkeit verhaftet oder erkennen nur bestimmte Formen der Mobilität als solche an,⁶ während sie andere Formen als Migration oder Flucht definieren. Eine Normalitätsvorstellung, die implizit oder explizit von einem »methodologischen Nationalismus« ausgeht und darauf basierend mit binären Zugehörigkeitskonzepten (zugehörig/nicht zugehörig) arbeitet, bezeichnen Dausien und Mecheril als »nicht normale

5 Der Begriff »Normalbiographie« beinhaltet, dass die biographische Erzählung von der Normalitätsvorstellung (implizit oder explizit) ausgeht, die sich an einer weißen, mononationalen, kontinuierlich vollzeiterwerbstätigen männlichen und leistungsfähigen Modellbiographie orientiert.

6 Zygmunt Bauman spricht von einer »globalen Hierarchie der Mobilität«, im Zuge derer die Zugänge zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen (materiell und immateriell) für bestimmte Gruppen zugänglich sind, während sie für andere Gruppen versperrt bleiben (vgl. Bauman 1998).

Normalität« (Dausien/Mecheril 2006: 171). Zudem unterscheiden sie zwischen einer »dominanten Normalität« und »lokalen Normalitäten«. Lokale Normalitäten unterscheiden sich von der dominanten Normalität vor allem durch die Annahme, dass sich Normalitätsvorstellungen im Kontext der alltagsweltlichen Praxis pluralisieren und auch nebeneinander bestehen können. Lokale Normalitäten sind also nicht binär und ausschließlich konzipiert, sondern verweisen auf eine »Vielzahl an alltagsweltlichen Normalitäten« (ebd.: 170). Diese Unterscheidung ist insofern interessant für die vorliegende Arbeit, weil sie es ermöglicht, das Bedürfnis nach Zugehörigkeit in einem sozialen Zusammenhang zu sehen und den damit verbundenen Anspruch, an dem teilzuhaben, was als normal gilt, nicht ausschließlich als (Re-)Produktion gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verstehen – gerade darin liegt ja (auch) die Möglichkeit zur Dekonstruktion:

»In den lokalen Normalitäten wird die dominante Ordnung aufgegriffen, einer Verschiebung und Neubeschreibung unterzogen, sie wird auf Eis gelegt und außer Kraft gesetzt, dekonstruiert und überzeichnet. Sie wird bestätigt und belächelt. [...] Es gibt keine »normale Migrationsbiographie« im Sinne empirisch beschreibbarer Normalitäten oder Erwartungsstrukturen oder gar gelebter Lebensgeschichten, sondern eine Vielzahl unterschiedlicher Typen von Normalität, unterschiedliche biographische Erfahrungs- und Erwartungsmuster, die sich an je konkreten Orten in je konkreten kulturellen Praxen herstellen. Diese lokalen Normalitäten konstituieren sich zwar in Abgrenzung zur dominanten Normalität, sie werden von ihr hervorgebracht, aber nicht determiniert.« (Dausien/Mecheril 2006: 171)

Es geht an dieser Stelle nicht darum, in den biographischen Erzählungen und Selbstpositionierungen das Allheilmittel aller Problematiken zu konstatieren oder sich krampfhaft auf die Suche nach subjektiven Handlungsräumen zu begeben. Wohl aber wird eine Perspektive eingenommen, die die Bewegung von Menschen im Kontext der Globalisierung als (historische) »Normalität« unterstreicht, die von dem Gedanken ausgeht, den der Fotograf Nicolò Degiorgis (2015) folgendermaßen auf den Punkt bringt: »Menschen haben keine Wurzeln, sondern Beine – sie bewegen sich« (Degiorgis 2015: o.A.). Sowohl in der gegenwärtigen Forschungslandschaft als auch in öffentlichen Diskursen herrscht nämlich ein massives Ungleichgewicht zwischen dem, was erzählt und damit sichtbar wird, und dem, was nicht erzählt wird und unsichtbar bleibt. Ein ressourcenorientierter und akteurszentrierter Blick auf die biographischen Erzählungen von Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen

mobil geworden sind oder werden mussten, ein Blick, der sich jenseits einer skandalisierenden Rhetorik bewegt und die Wissensbestände, Stimmen und Praktiken jener Menschen als solche anerkennt und stark macht, ist notwendiger denn je – und zwar schon deshalb, weil die bisherigen Debatten nicht weiterführen und keine zukunftsorientierten Ideen bieten können. Gleichzeitig dürfen bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse und die Gewalterfahrungen, die Menschen sowohl vor und während als auch nach der Flucht-Migration erfahren, nicht aus den Augen verloren werden. Daher verschreibt sich die vorliegende Arbeit einem »optimistischen Blick unter Protest«.

Ziel ist es also, bestehende diskriminierende, rassistisch konnotierte und postkolonial geprägte Machtverhältnisse, durch die der globale Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen geregelt wird, aufzudecken und zu kritisieren. Darüber hinaus braucht es aber auch alternative Deutungs- und Interpretationsangebote, Wissensbestände und Perspektiven, die die vermeintliche Imagination des »Westens« als Zentrum irritieren und das bis heute so dominante soziale Ordnungsprinzip westlicher Gesellschaften, das zwischen den imaginierten »Anderen« und einem davon separierten »Wir« differenziert, zu demontieren.

Das darin enthaltene Rezeptwissen über die »Anderen« strukturiert alle weiteren Beobachtungen und wird zum Leitfaden der Wahrnehmung (vgl. Yıldız 2017b). Die sich dadurch etablierenden gesellschaftlichen Machtverhältnisse, in denen ein spezifisches Wissen über die »Anderen« (re-)produziert wird, sind Gegenstand der folgenden zwei Kapitel (Abschnitt II und III). So gilt es, die Figur des Flüchtlings in seiner dichotomen Gestalt (TäterIn/Opfer) als Konstrukt auf unterschiedlichen Diskursebenen sichtbar zu machen. Damit wird zunächst der diskursive Machtraum der Fremdpositionierung abgesteckt, in dessen Kontext die Erzählungen FluchtMigrierender gestellt werden müssen. Darüber hinaus wird es aber auch möglich, das Spannungsverhältnis zwischen Fremd- und Selbstpositionierung als unabdingbar aufeinander bezogene Momente sichtbar zu machen und den dominanten Deutungs- und Interpretationsmustern alternative Erzählungen entgegenzusetzen.

